

Das Pfennig-Magazin

für

Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 438.]

Neue Folge. Neunter Jahrgang.

[24. Mai 1851.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel.



Unter allen Philosophen der neuern Zeit hat Hegel unstreitig den meisten Ruf nicht blos in Deutschland, sondern beinahe durch ganz Europa und auch außerhalb dieses Erdtheils erlangt. Er war zu Stuttgart am 27. August 1770 geboren und starb an der Cholera zu Berlin am 14. November 1831. Seit 1818 bekleidete er die durch Fichte's Tod erledigte Professur der Philosophie und fand dort viele Zuhörer, nicht blos unter den Studirenden, sondern auch unter Männern aus vielen Ständen. Demohngeachtet ist das

nach ihm benannte System nicht so nachhaltig ins Leben eingedrungen, als früher das von Kant und Fichte. Es muß anerkannt werden, daß er sich im Aufbau seines Systems durch Scharfsinn, eiserne Consequenz, strenge Gliederung alles Wissens auszeichnet. Doch ist er auch von künstlichen Deutungen und Dunkelheiten, die zur Vermeidung von Conflicten mit kirchlichen Dogmen absichtlich eingebracht sein mochten, nicht freizusprechen. Dazu macht seine schwerfällige Sprache das Studium seiner Schriften und Ansichten nicht eben

leicht, und man hat sich erzählt, wie Hegel selbst geäußert habe, er sei nur von Einem seiner Schüler, jedoch nicht richtig, verstanden worden.

Die Herrnhutercolonie Neudietendorf und Schloß Molsdorf.

Wer auf der Thüringischen Eisenbahn von Nordost nach Südwest fahren will, wird angenehm überrascht sein, wenn er, durch die düstern Viaducte der Erfurter Festungswerke gekommen, sofort einen Blick auf den näher und näher rückenden Thüringerwald werfen kann. Eine merkwürdige Sehnsucht wird dann in denen wach, die lange die schöne Waldnatur entbehren und in der traurigen Ode des flachen Landes zubringen mußten. Sie möchten wol gern noch schneller an die blauen Berghöhen kommen, als der Dampfzug sie zu bringen im Stande ist. Leicht vergißt der Reisende bei dieser einladenden Aussicht in die Weite das zunächst neben ihm Liegende zu beschauen und fährt unbewußt an einigen der interessantesten Punkte der Thüringerwaldabdachung vorbei. Möge es uns gelingen, durch die folgenden Zeilen eine größere Aufmerksamkeit auf dieselben anzuregen.

Die nächste Station nach Erfurt ist Neudietendorf, sonst wol auch zuweilen Neugottern oder Gnadenthal genannt und liegt in einem anmuthigen Wiesenthale, von der Apfelfledt durchflossen, zwischen den drei Städten Erfurt, Arnstadt und Gotha. Der Anblick des Dorfs ist ein überaus angenehmer und wohlthuernder. Das Grün der Wiesen, die stattlichen Pappeln und dahinter die geraden Straßen mit den gutgebauten und gehaltenen Häusern geben dem Gesamtbilde einen über das Gewöhnliche sich erhebenden Ausdruck. Daß dieser Ort, diese Häuser noch nicht alt sein können, leuchtet ein. Und so ist es auch! Früher stand hier nur ein Rittergut, welches im Anfange des vorigen Jahrhunderts in den Besitz des Grafen Gotter kam. Dieser ließ jedoch um das Jahr 1737 einige 20 Häuser dazu bauen und legte in denselben eine Fabrik von wollenen Zeuchen an. Die Fabrikanten waren Ausländer. Ob es ihnen nicht gefiel oder was sonst der Grund gewesen sein mag, genug, sie wanderten wieder aus und die Fabrik ging ein. Vom Grafen Gotter kaufte hierauf den Ort der Graf von Promnitz, in der Absicht, hier eine evangelische Brüdergemeinde zu gründen. Aber auch mit diesem Unternehmen ging es nicht so gut, als man glaubte, und erst als das Dorf in die Hände des Herrn von Lüdecke gekommen war, wurden alle die Schwierigkeiten beseitigt, welche sich der vollständigen Realisirung des Plans entgegengesetzt hatten. Im Jahre 1764 erhielt die Gemeinde ein Privilegium und kam unter den unmittelbaren landesherrlichen Schutz. Von dieser Zeit an gewann der Ort mehr und mehr an Wachsthum; Handel und Gewerbfleiß bereiteten sich in demselben eine bleibende und immer fester wurzelnde Stelle. Und wie könnte es auch anders sein? Gehören doch die meisten der 400 Einwohner des Orts der evangelischen Brüdergemeinde an und ist doch der ganze Ort von dem Geiste des Fleißes, der Eintracht und des Friedens durchhaucht. Wie andere Brüdergemeinden, so ist auch die zu Neudietendorf eingerichtet, einfach von außen und nach innen, aber geschmackvoll und freundlich. Alles wohnt da still und ruhig nebeneinander und Hader und Zwie-

tracht finden selten ihren Eingang in die friedlichen Reihen. Im großen Schwesternhause wohnen die unverheiratheten weiblichen Glieder der Colonie zusammen, während die Übrigen ihre eigenen Wohnungen haben. Hier wie dort sind Amstigkeit, Ordnung und Reinlichkeit zu Hause und ein nie ermattender Geist des Schaffens durchdringt den kleinen Ort. Gewerbetreibende aller Art sind, fast mehrfach vertreten, zu finden. Außerdem hat der Ort eine Apotheke und eine Conditorei, eine Material- und Specereivaarenhandlung, eine Papier- und Glashandlung. Galanterie- und Spielwaaren, Wollen-, Baumwollen-, Flanell- und Strumpfwaaren werden gefertigt; Siegellack, Schreibfedern, homöopathische Apotheken, Liqueure, Parfumerien sind neben Eisen- und Stahlwaaren zu finden. Von dem Standpunkte der Blumen- und Kunstgärtnerei haben die Ausstellungen zu Erfurt, Arnstadt und Gotha treffliche Zeugnisse geliefert, wie auch die Vorsteherin des Schwesternhauses, Emilie Lonzer, bei Gelegenheit der Gewerbeausstellung zu Berlin zur Anerkennung der gewerblichen Leistungen ihrer Mitschwester und Brüder mit einer öffentlichen Belobung bedacht wurde. Noch dürften Fremde auch auf das Bier aufmerksam gemacht werden, das in Neudietendorf gebraut und auch auswärts gern getrunken wird.

Die Bewohner selbst haben meist ein krankhaftes und gedrücktes Aussehen. Wol mag der Hauptgrund davon in dem vielen anhaltenden Sitzen zu suchen sein, welches auch eine der Mitgliederzahl unverhältnismäßige Sterblichkeit veranlaßt. Um nun die Colonie nicht aussterben zu lassen, ist sie genöthigt, sich fortwährend von außen her zu vermehren, sodas man Glieder aus den entferntesten Colonien hier trifft, wie man am besten auf den Grabsteinen des kleinen Friedhofs der Gemeinde sehen kann. Doch bevor wir den Gang dahin antreten, noch einen Blick in das Gotteshaus. Auch hier ist Alles so einfach und schön. Nichts ist da zu sehen von äußerem Gepränge, von Schmuck und Schauwerk. So auch der Betstuhl. Der Geistliche hat keine Kanzel. Ein Lehrstuhl auf einem nur wenig erhabenen Piedestal dient statt derselben.

Wandeln wir nun noch hin zum Ende des Dorfs, nach dem freundlichen Garten, den Blumen, Bäume und kleine Beete schmücken, auf welchen nur schmucklose Steinplatten liegen. Das ist der stille Kirchhof dieser Gemeinde! Da ist nichts zu sehen von zerfallenen Hügeln und eingesunkenen Denkmalen, frische wie alte Gräber — alle haben ein Bild. Jedes Grab ist ein Blumenbeet und mitten unter den Blumen liegen die viereckigen Steine, auf welchen nur steht, wann der Begrabene geboren und gestorben ist. Aber „gestorben“ liest man nirgend. Ist doch das auch kein verfühnendes Wort. Heimgegangen zum Vater ist bei den Herrnhutern der Todte, und „heimgegangen“ steht auch auf allen Grabsteinen geschrieben. Ein Trauern um den Todten ist bei ihnen nicht Sitte und Posaunenschall ertönt vom Thurme, wenn Jemand heimgetragen wird.

Mit einem eigenthümlichen Gefühl der Beruhigung und Versöhnung mit dem Tode scheidet hier jeder Fremde. Verlassen auch wir die stille Stätte, um eine Stunde weiter zu wandern und uns wieder dem farbenreichen Bilderwechsel heiterer Lebensanschauung hinzugeben.

Eine Stunde Wegs bringt uns nach Molsdorf. Hier pulst das Leben schon wieder anders, und wenn auch das Dorf selbst nichts hat, was es von andern dieser Gegend unterscheiden könnte, so hat es doch an

dem daselbst befindlichen Schlosse einen zugkräftigen Magnet. Die frühere Bedeutsamkeit desselben und seiner Bewohner hat für fremde Besucher wenig Interesse, und erst seit dem Jahre 1732, als es in den Besitz des Grafen Gotter kam, der es so herstellen ließ, wie es jetzt ist, beginnt die Epoche seiner Blütezeit. Das Gebäude ist regelmäßig, nur zweistöckig, mit zwei kleinen Thürmen auf der nordöstlichen Hauptfronte und trennt den Garten auf der Nordwestseite von dem großen Hofe des frühern Kammerguts. Beim Eintritt überrascht die Überschrift an dem Portale: Praeter omnes hic mihi ridet terrarum angulus. (Vor allen gefällt mir dieser Winkel der Erde.) Sie rührt von dem Grafen Gotter her und ist ein für seinen Aufenthalt hier sehr bezeichnender Ausspruch. War er es doch, der hier alle die Verschönerungen anlegte, deren Reste, vorzüglich in dem zum Schlosse gehörigen Garten, noch heute sichtbar sind; hat er doch hier mit Sinnesgenossen Feste gefeiert, wie sie in unsern Tagen nicht mehr vorkommen. Im Schlosse selbst sind noch die Bildnisse von Schauspielerinnen, Tänzerinnen und einigen Herren und Damen zu sehen, die mit ihm eine glänzende Rolle in jenen Zeiten spielten. Gotter gehörte dem weltlichen Einsiedlerorden an, der im Jahre 1739 von Herzog Friedrich III. in Schloß Friedrichswerth gestiftet, 71 Mitglieder zählte (Herren und Damen) und als Ordenszeichen eine dreifache Schleife von weissem Bande mit der Inschrift: Vive la joie! (Es lebe die Freude!) hatte. Gotter führte den Ordensnamen Tourbillon, der Sauswind, und zwar, wie viele noch gangbare Anekdoten über ihn berichten, mit Recht. Die Glieder dieses Ordens kamen auch auf Gotter's Einladung oft nach Molsdorf und ergöhten sich sowohl in den heitern Gemächern des Schlosses, als auch in den lauschigen Gängen des im altfranzösischen Stile angelegten Gartens, den viele Bildsäulen, Kanäle, Teiche, Springbrunnen, eine Cascade und schöne Tarnswände zierten.

Der Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs veranlaßte Gotter, Molsdorf zu fliehen. Er verließ es mit dem Ausrufe: „Leb' wohl! Du hast mir viel Geld gekostet!“ Den Herzögen von Gotha, welchen später das Schloß zufiel, war der Aufwand zu groß, den die Anlagen erforderten. Der Garten wurde deshalb in englischem Geschmacke umgemodelt und hat jetzt schattige Plätze unter dichtbelaubten Bäumen, helle, freundliche Ausichten, einen nach allen Seiten offenen Salon und hinter dem Wäldchen am südwestlichen Ende des Gartens einen erhöhten, von einer Mauer umschlossenen und von einer Linde beschatteten Platz (die Windburg genannt), der eine schöne Aussicht nach Schtershausen, Arnstadt und auf den Thüringerwald gewährt. Noch jetzt wird Molsdorf von Gotha, Arnstadt und Erfurt aus Sonntags fleißig besucht, und besonders zu Pfingsten jedes Jahrs ist eine zahlreiche Gesellschaft hier versammelt.

Gerade vor 200 Jahren gehörte der Ort Herrn Nikolaus Weller von Molsdorf, der im sächsischen Bruderkriege (1446—51) einen großartigen Beweis von Muth und Standhaftigkeit geliefert hat. Er war nämlich Bürgermeister von Freiburg an der Saale, das dem Herzog Wilhelm gehörte, und sollte, als Kurfürst Friedrich der Sanftmüthige dasselbe erobert hatte, den Hulbigungseid leisten und Hülfsstruppen gegen seinen Herrn stellen. Entrüstet entgegnete er auf solches Ansinnen: eher wolle er sich seinen grauen Kopf abschlagen lassen, ehe er einen Augenblick gegen seine Pflicht handle. Solcher Wiederherzigkeit gegenüber stand

der Kurfürst von seiner Forderung ab, klopfte den Bürgermeister auf die Schulter und sprach zu ihm: „Nicht Kopf ab, Alter! nicht Kopf ab! Wir bedürfen solcher ehrlicher Leute, die ihren Eid und ihre Pflicht so standhaft beobachten, noch länger!“

Zu Molsdorf gehört noch der Sölzenbrüder Teich, ein stiller segenreicher Hain, den Adolf Bube, der gemüthliche Sagenwart Thüringens, trefflich in seinen „Thüringischen Volksagen“ (Auswahl, Gotha 1848) besungen hat.

Der Perser von der guten und bösen Seite.

Es gibt wol wenig böse Menschen, die nicht etwas Gutes in ihrem Charakter wahrnehmen lassen werden; und so treffen wir also noch viel weniger wol ein Volk an, das nicht neben manchen tadelnswerthen Eigenschaften auch manche rühmliche haben wird. Nicht zu gedenken, wie auch Vieles, was dem Europäer albern, lächerlich, unsittlich, unrecht erscheint, wenn er mit einem ihm fremden Volke verkehrt, es weniger an sich ist, sondern sich nur als Folge verschiedener Bildungsstufe so herausstellt; denn Alles, was wir sittlich gut oder sittlich böse zu nennen pflegen, wird mehr oder weniger durch die Zeit, die von ihr abhängende Bildungsstufe und das wieder davon abhängige Selbstbewußtsein des Einzelnen bestimmt. Es ist kaum vielleicht ein Volk z. B. in der Geschichte zu finden, das nicht seinen Göttern Menschenopfer lange Zeit gebracht hätte, und Jedermann hat Das damals für Pflicht gehalten, was uns als die ärgste Barbarei erscheint, obschon dieselbe bei unsern Vorfahren vor 800 Jahren noch so gewöhnlich war, wie vor etwa 3000 Jahren bei den alten Griechen.

Dies als vorläufige Bemerkung für Alle, welche von den Persern so viel Nachtheiliges lesen, daß an ihnen kein gutes Haar zu bleiben scheint. Ein Perser, liest man, sagt kein wahres Wort und nur Betrug ist sein Sinnen und Trachten. Er macht sich, bringt es ihm Gewinn, unter vier Augen nichts aus der Schande, und ebenso wenig würde es ihn kümmern, wenn er öffentlich an den Pranger gestellt würde. Er schwelgt, so lange es ihm nur die Natur erlaubt; er ist abergläubisch und ein Heuchler, so arg man es sich nur denken kann. Glaubt er straflos zu bleiben, so gilt ihm jedes Mittel gleich; Verrath, Rache, Betrug, Hinterlist, Übermuth gegen Geringere, Kriecherei gegen Höhergestellte bezeichnen fast jeden seiner Tugde; ungerechnet, daß seine Schwachhaftigkeit, Eitelkeit und verstellte Freundlichkeit mit einem häßlichen, nur vorübergehenden Schimmer das Bild von ihm bekleiden. Schlecht genug nimmt es sich aus, dies wird man zugeben; aber gestehe man nur, daß sich auch im größten Theile Europas Seitenstücke dazu finden lassen. Wir sehen auch hier so manchen Splitter, aber nicht unsern eigenen Balken. Empfehlenswerth zeigt sich auf der andern Seite der Perser durch sein artiges Benehmen, durch seine Unterhaltungsgabe, Geselligkeit, Witz, Lebhaftigkeit und allgemeine Humanität gegen Andersgläubige, die nichts von dem Fanatismus, dem Stolze, dem Hochmuth der Osmanen im übrigen Asien zeigen. Ist auch der Perser nicht mehr der nüchterne Krieger wie zur Zeit des Cyrus, sagt Chesnay, ein genau mit diesem Volke vertrauter Mann, der 1835—37 den Tigris und Euphrat von den Quellen an aufnahm, so trennt er sich doch auch unbedenklich

von dem trägen Harem und trotz allen Beschwerden, wenn es sein muß. Wie noch in jener alten Zeit gilt ihm das Waffenspiel im Scherz und Ernst als das vornehmste, und die Kurden, die Turkomanen, die nur persische Stämme sind, leben und sterben auf ihren Pferden als Räuber nach unsern Begriffen, als tapfere Krieger nach den ihrigen. Sie klettern auf ihren sichern Thieren Berge und Felsen hinan, welche der Erste unserer Reiter für unersteigbar halten würde, und gleich den alten Parthern halten sie auf schneller Flucht nur an, einen wohlgezielten Schuß ihrem Verfolger zuzusenden, sich dann in stetem Trabe seitwärts fast bis zur Erde zu bücken, damit sie der Körper des Pferdes deckt, ja wol bei solchem Ritze noch ein Schaf oder sonst einen Gegenstand vom Boden aufzuheben und mitzunehmen. Daß in allen diesen Dingen viel Bürgschaft für Tugend und Rechlichkeit wäre, wollen wir nicht behaupten. Alle jene Gaben können und mögen da sein, ohne daß diese vorhanden wären. Aber es ist auch nichts schwieriger, als über das Dasein oder den Mangel derselben bei einem Volke zu entscheiden, weil beide nur in den Einzelnen zum Vorschein kommen, mit denen man in näherer Berührung steht. Was je-

doch wollen diese wenigen Individuen, und wären ihrer noch so viele, im Verhältnisse zu einem Volke sagen, das nach Hunderttausenden und Millionen gezählt werden muß? Daß übrigens im Allgemeinen ein Volk, über welches der ärgste Despotismus seit vielen Jahrhunderten seine Geißel schwang, nicht am Ende zur Heuchelei, Schmeichelei, Kriecherei, Betrügerei und Verstellung herabgewürdigt werden sollte, wäre fast gegen die Gesetze der Natur.

Zu spät.

Wilhelm von Humboldt — so erzählt man — befand sich einst in Halle bei einem Gastmahle, an welchem auch der berühmte Anatom Meckel Antheil nahm. Diesem fiel die ausgezeichnete Form des Kopfes von Humboldt auf und er äußerte, er möchte sich wol seinen Schädel einst für seine Sammlung ausbitten.

Mit Vergnügen stände er zu Dienst, antwortete Humboldt; aber ich habe ihn schon an Sömmerring versprochen.

Jahrmart zu Brienz in der Schweiz.



Mädchen und Ziege.



Geschichte des falschen Balduin.

Balduin, Graf von Flandern, der im Jahre 1204 Kaiser zu Konstantinopel geworden war, wurde im folgenden Jahre von den Bulgaren gefangen und 1206 elendiglich getödtet, worauf sein Bruder Heinrich Kaiser zu Konstantinopel wurde — in dem öströmischen oder griechischen Reiche, dessen Thron während der Kreuzzüge geraume Zeit (von 1204—61) fürstliche Kreuzfahrer aus dem Abendlande, daher die lateinischen Kaiser genannt, besaßen —; in den Grafschaften Flandern und Hennegau aber Balduin's Tochter Johanna succedirte.

Da sein Tod in großer Entfernung und unter einem barbarischen Volke sich ereignete, so fand im Abendlande ein Gerücht Glauben, daß er noch am Leben sei und die Nachricht von seinem Tode ward aus leicht erklärlichen Gründen für falsch gehalten. Dasselbe hatte sich seit dem Jahre 1206—7 in Flandern so stark verbreitet, daß Graf Philipp von Namur, ein anderer Bruder Balduin's, sich bewogen fand, zu dessen Widerlegung die Briefe zu veröffentlichen, in welchen ihm der neue Kaiser Heinrich den Tod ihres Bruders gemeldet hatte. Das Nämlliche geschah von Seiten des Königs Philipp August von Frankreich.

Dessenungeachtet blieben Viele bei ihrem Glauben,

daß er noch lebe. Er habe sich, so hieß es, aus der feindlichen Gefangenschaft geflüchtet und sei Einsiedler geworden. Auch war der Wunsch, daß diese Sage sich bewahrheiten möchte, allgemein, weil Johanna, Balduin's Tochter, von ihren Unterthanen nicht geliebt war.

Um diese Zeit lebte in einem Walde zwischen Tournai und Valenciennes bei Mortagne ein Einsiedler, Bertram von Raiz, aus Rheims gebürtig, der zuvor in Burgund auch als Einsiedler gelebt hatte. Nach Andern hatte er sich in die Einsamkeit eines Klosters zu Tournai vergraben. Die meisten Geschichtschreiber sagen bloß, er habe sich für den Graf Balduin ausgegeben. Einige machen die Bemerkung, er sei hierzu durch Andere bestimmt worden und führen aus der Chronik von Hennegau an: Als er einst in Mortagne Almosen sammelte, sah ihn ein Ritter, und weil das Gerücht umlief, daß viele Vornehme Einsiedler geworden, bildete sich dieser ein, derselbe sei ein solcher, was ihn sein hoher Wuchs, seine anstandsvolle Haltung und Sprache vermuthen ließ. Der Einsiedler dagegen behauptete, er sei wirklich nur Derjenige, der er schein. Seiner Beteuerung ungeachtet aber verbreitete sich das Gerede unter dem Volke und er erhielt viele Besuche,

theils aus dem genannten Grunde, theils weil er einen erbaulichen Wandel führte. Ein ganzes Jahr ging darüber hin, bis mehrere Personen ihn aussuchten in der Absicht, zu entdecken, wer er sei. Sie nannten ihm mehrere große Herren, die im Morgenlande umgekommen, in der Meinung, daß er seine Farbe und Haltung verändern würde, wenn man seinen eigenen Namen nenne. Als man ihn fragte, ob er nicht der Kaiser Balduin sei? ward er hierdurch so betroffen, daß der Ausdruck seines Gesichts ein anderer ward. So natürlich auch eine derartige Wirkung und von selbst begreiflich ist, riefen sie jetzt laut, er sei es in Wahrheit, und so sehr er das Gegentheil behauptete, behauptete man doch fortwährend, er sei Balduin. Wirklich hatte er auch etwas von diesem und die nicht zu verkennende Verschiedenheit andererseits glaubte man durch das Alter und die bisherige Lebensweise des Einsiedlers erklären zu müssen. Die Geschichte sagt einfach, man sei hierauf mit ihm nach Mortagne gezogen unter dem immerwährenden Ruse, daß dies ihr Graf sei; auch sei er daselbst sogleich dafür erkannt und als solcher empfangen worden. Aber sicherlich war dabei eine Intrigue im Spiel, indem eine Partei sich verbunden haben mochte, um diesen Mann als ihren Landesheeren öffentlich anzuerkennen. Auch andere Geschichtschreiber erblicken den ersten Anlaß zu jenem Betrage nicht in einem Zufall, sondern in dem Haffe einiger Edeln gegen die Gräfin.

Lange Zeit sträubte sich der Einsiedler gegen die Rolle, welche er spielen sollte; nach und nach aber behagten ihm die Beweise von Ehrfurcht, die er erhielt, und er ließ sich von den Baronen, welche sich seiner gegen die Gräfin bedienen wollten, bestimmen, sich für Balduin auszugeben. Von ihnen wurde er auch unterrichtet in Dem, was er wissen mußte, um die Fragen beantworten zu können, die man ihm etwa vorlegen möchte. Demgemäß sagte er anfangs bloß im Vertrauen und unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß er Balduin sei. Sogleich verbreitete sich das Gerücht, daß der Graf gefunden worden, der sich nach einer Reihe von Jahren aus den Händen der Ungläubigen zu befreien gewußt habe und nunmehr im Gewande des Einsiedlers Buße thue.

Man schmückte seine Geschichte noch durch den Umstand aus, daß ihm nebst noch vielen Andern eine vornehme Bulgarin zur Flucht behülfslich gewesen, welcher er versprochen habe, sie taufen zu lassen und zum Weibe zu nehmen, sobald er auf christlichem Gebiete sich befände. Er habe sie aber statt dessen insgeheim tödten lassen. Hierauf sei er in sich gegangen, habe den Papst um Vergebung angefleht und dieser habe ihm die Buße auferlegt, welche er jetzt eben durchmache und die so strenge sei, daß seine nächsten Verwandten ihn nicht wieder erkennen konnten.

Als diese Dinge zuerst gegen die Fastenzeit des Jahres 1225 ruchbar wurden, liefen viele Leute zu ihrem Grafen in den Wald, um ihn zu sehen. Seine Anhänger waren so kühn, mit ihm in den Städten umherzuziehen. Das geschah im April gegen Ostern. Adel, Volk, Geistlichkeit erkannten ihn für ihren Grafen und zeigte ihm den gebührenden Respekt. Nur die Gräfin Johanna, des wahren Balduin's Tochter, ließ sich nicht überzeugen, da sie erst vor kurzer Zeit auf geschehene Erkundigung in Griechenland sichere Beweise von dem Tode ihres Vaters erhalten hatte. Sie ließ ihn bitten, zu ihr zu kommen, allein er weigerte sich unter dem Vorwande, daß sie ihn würde heimlich ums Leben bringen lassen, wenn er sich in ihre Ge-

walt begäbe. Man führte ihn mit großem Gepränge nach Valence, bekleidete ihn mit den kaiserlichen Insignien und er zog so in Flandern herum, ließ nicht allein das Kreuz vor sich hertragen wie die Kaiser von Konstantinopel, sondern auch die Banner seiner drei Herrschaften Konstantinopel, Flandern und Hennegau. Viele Herren und Städte Flanderns huldigten ihm; zu Lille ward er mit großer Feierlichkeit empfangen und trug daselbst die Kaiserkrone. So war er Meister vom größten Theil von Hennegau und Flandern und die Besitzungen Derer, die sich ihm nicht unterwarfen, wurden mit Feuer und Schwert verheert.

Zwei Monate dauerte dieser Zustand. Die Gräfin Johanna, fast aus ganz Flandern vertrieben, wäre beinahe zu Quesnoy in Gefangenschaft gerathen. Sie begab sich mit einem Gefolge von mehreren flandrischen Herren zu König Ludwig IX. von Frankreich, klagte wider den Betrüger und bat ihn als ihren obersten Lehnsherrn, Vetter und Beschützer, sie wieder in ihre Grafschaft einzusetzen. Der König schickte eine Deputation nach Flandern, an deren Spitze der Bischof Guerin von Senlis, Kanzler von Frankreich, sich befand, um ihm über die Sache Bericht zu erstatten. Die Städte hatten sich bereits dem Einsiedler unterworfen.

Mit großem Gefolge, unter dem sich auch der päpstliche Legat befand, kam Ludwig IX. um die Mitte Juni nach Veronne und berief den angeblichen Balduin dahin, weil er mit ihm wichtige Dinge zu verhandeln habe und auch sehr begierig sei, seinen Dheim — Isabelle, des Königs Mutter, war Balduin's Schwester — zu sehen. Sicheres Geleite hin und her wurde dabei verbürgt. Mit größter Keckheit erschien der falsche Balduin und ein großes Gefolge mit ihm. Der König empfing ihn sehr gut, richtete aber in Gegenwart des Legaten und anderer Personen im Gespräche verschiedene Fragen an ihn, die derselbe sehr ungeschickt beantwortete und sich dadurch verrieth. Der Betrug lag offen da und man überzeugte sich, daß bloß eine Bosheit von Seiten der Flamänder dahinterstecke. Bald gab er keine Antwort, bald wollte er sich Zeit dazu nehmen; so z. B. als man ihn fragte, wer ihn zum Ritter geschlagen habe und an welchem Orte er Philipp August geschuldigt; welche Geschenke er bei dieser Gelegenheit gegeben oder empfangen habe. Nachdem er sich eine Weile besonnen hatte, sagte er, es sei Zeit zum Nachtessen und er fühle sich schwach, morgen aber werde er nicht verfehlen, dem König auf diese Fragen Auskunft zu geben. Da der Kanzler Guerin ihn unter Andern fragte, an welchem Orte seine Hochzeit mit Marie, Gräfin von Champagne, gefeiert worden — ein Umstand, über welchen er keine Unterweisung empfangen hatte — sagte er, er sei schläfrig. Man brachte ihn in ein Zimmer, das man verschloß, um Niemand einzulassen, der ihn hätte einblasen können. Als er aufgestanden war und man auf die Tags zuvor ihm vorgelegten Fragen Antwort haben wollte, erklärte er, nach Hause reisen zu wollen. Empört über seine Betrügerei, befahl ihm nun der König unverzüglich sein Land zu verlassen und innerhalb drei Tagen über die Grenzen seines Reichs zu sein. Doch hielt er ihm das Versprechen des sichern Geleits.

Anderer erzählt es die Chronik von Hennegau. Als er den Palast verließ, um zu Nacht zu speisen — man wußte noch nicht, wie es beim Könige ihm ergangen — meldeten ihm seine Cavaliere, es seien etliche große Herren gekommen, die mit ihm in Grie-

henland gewesen seien und ihm jetzt ihre Aufwartung machen wollten. Worauf er erwidert haben soll, es freue ihn, er könne sie aber jetzt nicht empfangen, weil er sich nicht wohl befinde. Selbst das Nachteffen verbat er sich und ging zu Bett mit dem Befehl, daß man ihn in seiner Ruhe nicht stören solle. Um Mitternacht stand er auf, steckte so viel Geld und Kostbarkeiten zu sich, als er konnte, bestieg ein Pferd im Stall und entfloh, ohne daß ein Mensch es merkte und ohne sich irgendwo aufzuhalten, bis er in der Grafschaft Partenay war. Als am andern Morgen seine Begleiter nach ihm sehen wollten, weil es sehr spät war und er sein Zimmer noch immer nicht verließ, auch der König, nachdem er aus der Messe kam, um ihn besorgt war, so erbrach man die Thür und fand ihn nicht.

Nach andern Geschichtschreibern machte er sich dem Befehle des Königs gemäß sogleich auf den Weg, lief Tag und Nacht fort und kam im verlassensten Zustande zu Valenciennes an. Schamerfüllt hatten sich seine Anhänger zurückgezogen. Dennoch ward das Volk zu seinen Gunsten umgestimmt und er konnte sich mehre Tage daselbst aufhalten, ohne daß ihm Gefahr drohte. Er reiste in Begleitung von drei Individuen incognito von da ab und schlug den Weg nach Köln ein, um, wie er vorgab, den Schutz des dortigen Erzbischofs, des heiligen Engilbert's, anzurufen. In Köln angekommen, verließen ihn seine Begleiter und er zog allein weiter, ohne den Erzbischof gesprochen zu haben, bis er später in Burgund wieder zum Vorschein kam.

Die Gräfin Johanna ließ in Frankreich, England und Deutschland bekannt machen, daß sie für seine Entdeckung eine Belohnung ausgesetzt habe. In Burgund hielt er sich als Kaufmann auf; allein der große Aufwand, den er machte, brachte den Gutsherrn des Ortes, wo er sich aufhielt, Erhard von Partenay oder Chastanay, auf den Gedanken, daß er durch Diebstahl zu den Mitteln gelangt sein könnte, welche ihm eine solche Lebensweise möglich machten. Er wurde daher verhaftet und gestand, daß er von Rheims gebürtig sei und das Geld, das er bei sich hatte, aus Flandern und Heunegau komme. Auf diese Aussage schickte ihn der Erhard an den König, dieser aber lieferte ihn der Gräfin aus.

Über die Art und Weise jedoch, wie er in die Gewalt der Gräfin gekommen, lauten die Angaben etwas verschieden. Dieselbe hielt ihn einige Zeit in gefänglicher Verwahrung, nachdem er das Geständniß seiner Betrügerei abgelegt. Als sie sah, daß sie die Liebe der Flamänder nicht wieder zu gewinnen vermochte, wollte sie diese wenigstens beschämen und den Baronen einen Schimpf anthun, welche zu der Betrügerei die Hände geboten hatten. Deshalb ließ sie ihn auf einem Karren in den bedeutendsten Städten umherführen, wo man ihn an den Pranger stellte, mit zwei schädigen alten Hunden, den einen zu seiner Rechten, den andern zur Linken. Ebenso führte man ihn in den Flecken und auf den Märkten herum, woselbst er als Bertram von Raik von vielen Leuten erkannt wurde, die auch seine Aetern und andere Verwandte kannten. Endlich ward er nach Isle geführt, wo die Gräfin sich befand, und ihm dort vor den Baronen der Proceß gemacht. Man führte ihn über die Kreuzstraßen und erdroffelte ihn (1. December 1225).

Ungeachtet der Beweise von seiner Betrügerei und aller seiner Geständnisse blieben Viele dabei, daß er der wirkliche Baldwin gewesen, daß er stets Dasselbe vor dem Volke versichert, kein glaubwürdiger Mensch ihn

für einen andern erkannt habe und daß das Gegentheil bloß von den Anhängern und Schmeichlern der Gräfin Johanna behauptet worden sei. Einige gleichzeitige Schriftsteller neigen sich ebenfalls zu der Überzeugung hin, namentlich der Verfasser einer handschriftlichen Chronik von Tours, von welcher ein gewisser P. Labbe Bruchstücke herausgegeben. Der berühmte französische Geschichtschreiber Tillemont, welcher in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts lebte und die Regierung Ludwig's IX. oder des Heiligen in einem großen Werke beschrieb, das erst in jüngster Zeit im Druck herausgegeben ward, sagt in diesem, daß noch zu seiner Zeit in Flandern die Sache geglaubt worden sei.

Der Straußreiter.



Der Reisende Adamson fand in Podor am Niger auf dem Landgute eines Colonisten zwei gezähmte Strauße, welche von den Negerkindern oft zum Reiten benutzt wurden. Ließe sich der Strauß leiten und lenken, so könnte er sehr nützlich werden; man könnte ihn dann als eine Art Eilpost gebrauchen. Allein es geht mit ihnen wie noch immer mit den Luftballons; hat man sie einmal losgelassen, so muß man sie auch gehen lassen, wohin es ihnen beliebt. Adamson ließ einen ausgewachsenen Neger den kleinsten, zwei Knaben den größern besteigen. Keinem schien die Last zu schwer zu sein und fort ging es, anfangs in scharfem Trabe. Als sie warm wurden, hoben sie ihre Flügel wie Schwäne, damit gleichsam in der Luft rudern und nun sausten sie dahin mit solcher Schnelle, daß sie kaum den Boden zu berühren schienen. Es erinnert an Das, was Hiob (39, 18) von ihm sagt: „Wenn er sich erhebt in seiner Kraft, läßt er hinter sich das Pferd und seinen Reiter.“

Mannichfaltiges.



Die niedlichsten Marionetten, die man den in London und Paris verfertigen weit vorzieht, werden in Rom und in der Umgegend, vorzüglich in Palacorda, verfertigt. Namentlich werden Ballets und Verwandlungen dabei auf den zahlreichen Theatern, die sich, groß und klein, in Rom befinden, in einer Vollendung gegeben, welche das Kinderspiel zu einer reizend-käuflichen Erpözung macht. Durch einzelne Stücke, in denen eine besonders reiche Scenerie verwendet werden kann, wird selbst das gebildete Publicum längere Zeit hindurch angezogen.

Sprachröhren (speaking pipes), d. h. blecherne Röhren, die etwa zwei Zoll im Durchmesser haben und von beliebiger Länge sind, findet man statt der bei uns gebräuchlichen Klingeln und Schellen in England häufig zwischen den verschiedenen Stockwerken, von den Fluren in die Bedientenstuben, von den Sälen der Speisehäuser in die Küchen, von Schreibstuben großer Fabriken in die Werkstätten, kurz überall innerhalb der Gebäude angebracht, wo man sich in einiger Entfernung schnell verständlich machen und auch erforderlichen Falls von dort wieder Antwort haben will. Sie sind nicht mit den Sprachröhren zu verwechseln, deren man sich am häufigsten auf den Schiffen zum Commandiren bedient, wenn das Heulen des Sturms oder der Donner der Kanonen die bloße Stimme ersticken würde.

Angerechnet! Ein junger Mensch meldete sich bei Cartouche zur Aufnahme in seine Bande. — „Wo habt Ihr bisher gedient?“ — „Zwei Jahre bei einem Procurator und sechs Monate bei einem Polizeieinspector.“ — „Gut“, sagte Cartouche, „diese Zeit soll Euch angerechnet werden, als ob Ihr in meiner Truppe gedient hättet.“

Wie es auf den Inseln an den nördlichsten Küsten von Amerika ausseht. Jeder Baumwuchs hört auf; einige dürftige Alpenpflanzen und eigenthümliche, durch säuerlich-scharfe Säfte ausgezeichnete heilsame Kräuter bilden während der wenigen Sommerwochen eine kümmerliche Vegetation auf den etwas geschützter liegenden Niederungen, die kleinen Däsen in der ununterbrochen eben Fläche von

Fels und Eis. Um diese spärliche Nahrung abzuweiden, zieht der nordamerikanische Hirsch und der zottige Moschusochse im Juli in jene Gegenden und kehrt im September auf dem wieder geschlossenen Eise nach dem festen, Nahrung gebenden Lande zurück. Ihnen folgen heutzutage der Wolf und der Bär. Der neun Monate schlafende Polarhase verlockt im Sommer wol den weißen Fuchs in diese Regionen. Sturm-vögel und Möven besetzen, wenigstens in den südlichen Theilen, für wenige Wochen den Strand und der Seehund weiß sich in der oft 10 Fuß dicken Eisedecke einzelne Löcher offen zu halten, um zum Athemholen an die Luft zu kommen, wo ihn dann der Speer des Tage lang geduldig harrenden Eskimo empfängt, der in dem Speck sein einziges Brennmaterial, in dem Fleische Nahrung für seine Schlittenhunde und in den Knochen den Stoff zur Verfertigung seiner Geräthe findet.

Eine sonderbare Lotterie. In Italien und Spanien hatten sonst viele Schweine, die durch Zeichen an den Ohren kenntlich gemacht waren, zu Ehren ihres Schutzpatrons, des heiligen Antonius, große Vorrechte. Frei liefen sie in den Städten umher, man machte sich eine Ehre daraus, sie zu füttern und das Haus fühlte sich beglückt, in welchem es einem dieser heiligen Schweine gefiel, eine Nacht zuzubringen. In Spanien lassen die Klosterbrüder solche frei herumlaufende Rüsselthiere von dem Publicum mästen. Mehrere Wochen vor dem Feste des heiligen Antonius theilen die Mönche eine große Anzahl von Lotterieloose aus, welche reizend gekauft werden. Die Schweine bilden die Gewinne; am Feste wird die Lotterie gezogen. Sie bildet die Hauptrente vieler Klöster.

Bestätigung. Das alte Properzische: Navita de ventis, de tauris narrat arator findet durchgängig seine Bestätigungen; die Ansicht von der Menschenwelt prägt sich in einem Jeden nach seiner Beschäftigung verschieden aus. Der Dichter spricht von poetischen und prosaischen Naturen, der Soldat von Tapfern und Feigen, der Philosoph von Denkern und Handwerksköpfen, die Dame von Interessanten und Uninteressanten und die Träger in der Sächsischen Schweiz kennen nur schwere und leichte „Perschonen“. Danach classificiren sie Fürsten, Grafen und Herren, die sich ihrer Schultern und Füße bedienen.

Englischer Comfort. Sieben kleine Petschafte für die sieben Tage der Woche an einem goldenen Ringe dürfen auf dem Schreibsecretair eines reichen und bequemen Engländers nicht fehlen. Es erspart ihm bei dem Schreiben von Briefchen in die nächste Umgebung, von Einladungskarten u. s. w. die Datirung des Briefchens und bequem gewöhnte Leute übersehen so etwas nicht.

Durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz ist zu beziehen:

Das goldene Familienbuch,
oder der köstlichste Hausschatz für jede Haus- und Landwirthschaft. Dritte Auflage. 1 Thlr.
(10,000 Exemplare gedruckt!)

Alle Recensenten nennen dieses Buch „einen goldenen Schatz“ — „einen Hausschatz im wahren Sinne des Wortes, der wahrhaften Nutzen bringt.“ Es ist ein Buch, das auch dem Unbemitteltesten **hundertfach** Mittel und Wege zeigt, sich eine sorgenfreie und glückliche Existenz zu sichern.

Verlag von L. Garcke in Merseburg und Leipzig.